

verfilzt über den Rücken. Unbeachtet lief ich auf dem Gelände der Mission umher. Ich weiß, dass mich meine Mutter nie so angeschaut hat, wie diese Mutter ihr Kind ansieht. Nie hat sie meine Hand mit diesem selbstverständlichen Besitzanspruch, diesem Stolz gehalten.

Das Kind blickt zu seiner Mutter auf, und ich kann das Gesicht der Kleinen klar erkennen. Auch wenn ihre Augen vor Aufregung glänzen, strahlen ihre Züge ein ruhiges Vertrauen aus, das aus dem Wissen erwächst, dass sie ihren Platz in der Welt kennt. Sie weiß, wer sie ist, zu wem sie gehört. Und wie sehr sie geliebt wird.

In einem stillen Gebet bitte ich darum, dass sie nie erleben muss, was ich erlebt habe. Dass sie nie den Schmerz empfinden wird, den es bedeutet, alles zu verlieren, was einen bislang geschützt hat, dass sie nie die schreckliche Furcht des Verlassenwerdens, den Geschmack der Angst kosten wird. Dass diese klarer hellen

Augen niemals sehen werden, was ich sah, und dass sie nie so tief sinken muss, wie ich gesunken bin, um schließlich ihren Platz in dieser Welt zu finden. Und schließlich, dass sie die Welt nie in diesem Gefühl von tiefer Einsamkeit erleben muss, das einst meine Wahrnehmung bestimmte.

Ich rede mir ein, dass es nur die Müdigkeit nach einem langen Tag ist, die die alten Sorgen und Verbitterung, die alte Scham wieder hochkommen lässt. Ich atme tief ein und wende den Blick von der Mutter und dem Kind und somit von meinen Geheimnissen ab, wenigstens für den Moment.

Ich schaue zu, wie Ganesha in den trüben Fluten versenkt wird. Langsam schwappt das Wasser über dem langen Rumpf zusammen, dem Symbol tiefer Weisheit, dann über den großen Ohren, die begierig sind, dem *katha* des Herrn zu lauschen – seiner Erzählung. Und

schließlich den Augen, die klein sind, damit sie das Göttliche in allen Einzelheiten erfassen können. Das Wasser bedeckt nun auch die Stirn, die ausreichend groß ist, damit der Verstand den Herrn begreift. Zu guter Letzt wird auch das Kopfende vom Wasser verschluckt. Wenn ich noch an die christliche Lehre glaubte, würde ich mir vorstellen, dass der Hindu-Ganesha getauft wird.

Unweigerlich kommt mir der missglückte Versuch meiner eigenen Taufe in den Sinn, der sich ereignete, als ich halb so alt war wie heute, und erneut tauchen die alten Erinnerungen auf, fühle ich mich in die Mission zurückversetzt, ans Ufer des Ravi. Während ich auf mein Leben zurückblicke, überlege ich mir, ob damals an jenem Tag im August, der dem heutigen ähnelte, meine Geschichte ihren Anfang nahm, als sich die Wogen über meinem Kopf schlossen, so wie jetzt über dem Haupt des Herrn Ganesha.

Doch im Gegensatz zu diesem hatte jener Tag nichts Feierliches. Es gab keine Freudengesänge, keine Geschenke, keine Gebete. Meine Taufe war ein einsames, trostloses Ereignis, ausgeführt mit roher Gewalt und aus falscher Hoffnung erwachsen. Der Hoffnung, dass sie meine Sünden wegwaschen möge.

# Erstes Kapitel

*Krankenmission der Kirche von England  
Pandschab, Indien  
Im Jahre des Herrn 1871*

Während meiner Taufe wäre ich fast ertrunken. Es war meine zweite Taufe; die erste, ausgeführt als ich noch ein Säugling war, hatte offensichtlich nicht »gefruchtet«. Folglich hatte meine Mutter im Spätsommer kurz nach meinem fünfzehnten Geburtstag darauf bestanden, dass mein Vater, ein Gottesmann, die Taufe erneuerte.

Es war Ende August, im Pandschab eine Zeit des trägen Überflusses. Der Monsunregen